Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 29 (1973)
Heft: 2

Rubrik: Wort und Antwort

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wort und Antwort

Noch einmal zur Aussprache des Hochdeutschen
(Auszug aus einer Erwiderung zum Leitartikel in Heft 5, 1972)

Es ist sehr zu begrüßen, daß Herr Teucher die Diskussion über die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz wieder in Gang gebracht hat. Ist es gestattet, einen Gegenstandpunkt zu beziehen? Hier ist er:
Man kann über die ideale Aussprache des Schweizer Hochdeutschen denken, wie man will, doch muß man sich auf jeden Fall hüten, eine schweizerische Aussprache als „schlecht" (S. 129), „übelklingend" (S. 131) oder gar häßlich (sinngemäß auf S. 131) hinzustellen. Sie ist allenfalls unangebracht, gegen die Norm verstoßend und insofern meinetwegen „falsch", was aber etwas ganz anderes ist als häßlich. Ganz unbewußt und gewiß ungewollt kommt Herr Teucher mit solchen Formulierungen in gefährliche Nähe derjenigen, die das Verhältnis Mundart-Hochsprache unter dem Blickwinkel häßlich-schön, primitiv-erhaben usw. sehen. Denn was an der schweizerischen Aussprache „übelklingend" ist, ist ja gerade auch das Kennzeichen der schweizerischen Mundarten. Und man kann doch nicht behaupten, daß dieselben Merkmale, die sich in der hochdeutschen Rede übel ausnehmen, gerade den Reiz der Mundart ausmachten. Vielmehr ist entweder die schweizerische Artikulation häßlich überhaupt (also auch in den Mundarten) oder sie ist es nicht (dann auch nicht in hochdeutscher Rede). Das Vorurteil vom häßlichen Dialekt sitzt offenbar so tief, daß selbst wir Schweizer nicht ganz frei davon sind. Nun steht aber zudem die ganze Sprachästhetik auf sehr wackligen Beinen. Man kann leicht zeigen, daß dieselben sprachlichen Elemente als häßlich gelten, wenn eben die sie besitzende Sprache (Sprachform) insgesamt als häßlich gilt, dagegen als schön oder unanstößig, wenn die betreffende Sprache (Sprachform) als schön angesehen wird.
Zum Teil scheint man geradezu Gegensatzpaare entwickelt zu haben, die zur Charakterisierung *desselben* Tatbestandes verwendet werden. Lenisierung der Konsonanten kann z. B. im einen Fall (positiv) als „weich", im andern (negativ) als „nachlässig, schlampig" beurteilt werden. Ein Basler nannte mir einst zürichdeutsch *wänn* (‚wenn') als Beweis für die Häßlichkeit des Zürichdeutschen (so breit!), ohne zu bemerken, daß so ziemlich dieselbe Lautung auch im Baseldeutschen in anderer Bedeutung (*mer wänn* [‚wir wollen']) vorkommt. Das Beispiel ist typisch, denn es zeigt, daß sprachästhetische Empfindungen, so interessant sie in sprachsoziologischer und kulturgeschichtlicher Hinsicht auch sein mögen, nicht objektiviert werden können, d. h. schlicht Vorurteile sind. Wie könnten sie auch anders. Wer vermöchte zu beweisen, daß Vokale schöner als Konsonanten, Reibelaute häßlicher als Verschlußlaute, Kehllaute häßlicher als Lippenlaute sind usw. Selbst der gutturale Reibelaut (*ich-, ach*-Laut), der besonders in der Schußlinie steht, wird in Sprachen, die aus irgendeinem Grunde „akzeptiert", ja als schön klassifiziert werden, durchaus geduldet (etwa Spanisch, Russisch, Neugriechisch), während er im Deutschen, besonders im Schweizerdeutschen, und im Holländischen als Kronzeuge für die Häßlichkeit dieser Sprachen herhalten muß. Man darf also vermuten, daß sprachästhetische Empfindungen, mögen sie zum Teil auch eine gewisse Folgerichtigkeit haben (es scheint, daß Laute bei uns in der Regel als um so häßlicher gelten, je weiter hinten sie gesprochen werden), bestehende oder

ehemalige politische und kulturelle Strukturen widerspiegeln, nicht weniger und nicht mehr. Man wird darum gut daran tun, solche Empfindungen nach Möglichkeit von der Diskussion fernzuhalten.
Wichtiger als die Aussprache ist aber die Wort- und Ausdruckswahl. Denn hier besteht ein echter Nachholbedarf, der doch wohl daraus zu erklären ist, daß in der Schweiz der Sprachunterricht weitgehend auf Aussprache und Rechtschreibung beschränkt ist. Darum meine Frage: Müssen wir nicht einfach umlernen: Schweizerdeutsche Artikulation nicht „schlampig", sondern — in gewissen Grenzen natürlich — vollkommen am Ort, gerade weil wir uns das Hochdeutsche nicht zur Fremdsprache machen wollen, schweizerdeutsche Artikulation einfach unser Recht? Gewiß muß in jedem Sprachverband ein jeder Zugeständnisse machen. Sie dürfen aber niemals so weit gehen, daß das, was dabei herauskommt, der Sprecher nicht mehr als „seine" Sprache empfinden kann. Gewiß, viele Deutsche werden über eine solche schweizerische Aussprache lächeln. Aber erstens ist dies gleichgültig, zweitens tun sie das sowieso und drittens: gewöhnen wir sie eben daran! Viel wichtiger ist doch, daß wir beim Reden mit zum Zuge kommen. Auch die englischsprechenden Völker scheint es nicht zu stören, daß die Ausspracheunterschiede zwischen ihnen zum Teil beträchtlich sind. Keinem Amerikaner käme es in den Sinn, seine von hochmütigen Europäern als „häßlich" bezeichnete Aussprache nach irgendeiner fremden Norm zu korrigieren. (Da liegt eben zumindest mal ein völlig anderes Zahlenverhältnis vor! Die Schriftleitung.)
Wenn wir an dieser Sprachform als an *unserer* Sprache festhalten, so schließt das schon ein, daß wir auch das Recht haben und fordern, ihr *unsern* Stempel aufzudrücken. Das heißt, wir haben genauso wie der Hamburger, der Bayer und der Österreicher das Recht zu sagen: So und so ist das halt einfach (bei uns), so und so sagen wir, so und so sprechen wir aus. Eine Begründung dafür zu liefern sind wir nicht verpflichtet.

Robert Hinderling

Sprachliche Irrtümer (Heft 6, 1972), eine Entgegnung

Friedrich Bieri scheint, nach seinem Aufsatz über „Sprachliche Irrtümer", vom Eisvogel und vom Neuntöter in neue Irrgärten geführt worden zu sein. Zum mindesten sind starke Zweifel am Platze, solange er uns keine *Belege* zu seinen Behauptungen gibt. Bis dahin verdient Friedrich Kluges Etymologisches Wörterbuch eher Vertrauen: Eisvogel, ahd. isarnovogal, hieß der Eiserne nach seinem metallisch glänzenden Gefieder. Als die Farbvorstellung beim Eisen verblaßte, wurde unter dem Einfluß des gelehrten Plinius, der in der „Naturgeschichte" behauptet, der Eisvogel hecke in den kürzesten Tagen, sein Name umgedeutet. Ein Glyßvogel wäre wohl in der deutschen Schweiz kaum spurlos verschwunden, bezeichnen doch manche unserer Mundarten gewisse Pflanzen mit goldglänzenden Blüten heute noch als Glyßerli oder ähnlich.
Der Neuntöter ist schon 1557 als Nüntöder in Konrad Geßners „Vogelbuch" belegt, ebenso alt ist Neunmörder. *Neun* war in Recht und Aberglaube eine bedeutungsvolle Zahl, und die seltsamen Tischsitten des rotrückigen Würgers konnten mittelalterliche Gemüter schon veranlassen, ihm entsprechend merkwürdige Namen zu geben.

Albert Hakios

Oberschi (Heft 1, 1973)

Eine überzeugende Antwort auf die von Dr. K. Bertheau gestellte Frage „Was ist ein Oberschi?" gibt der Verfasser des großen Hebel-Aufsatzes,

Richard Gäng. Er sagt nämlich: „Es ist die Aubergine, auch Eierpflanze genannt, lat. solanum melongena; das Schluß-n fiel weg, eine blaurote Frucht wie eine Gurke mit ‚glasierter' Haut, keine Pfirsichart." Nachträglich wundert es mich, daß ich nicht selbst darauf gekommen bin; wird doch die Aubergine bei uns auch viel verkauft, namentlich in der welschen Schweiz. Im Geschmack ist die Aubergine den Zucchetti verwandt. *teu.*

Das treffende Wort

Soll der Lehrplan dem Curriculum weichen?

Gemeint ist das hier natürlich nicht der Sache, sondern der Sprache nach. Im Schulwesen wird gegenwärtig wie auf manchen andern Lebensgebieten vieles — wie man's nimmt — auf den Kopf oder auf die Beine gestellt. Das Wort „Curriculum", das bisher im deutschen Sprachbereich nur als lateinische Bezeichnung für den geschriebenen „Lebenslauf" bekannt war, ist vor einigen Jahren aus dem Amerikanischen mit der neuen Bedeutung „Lehrplan" zu uns gedrungen. Natürlich sind die amerikanischen Lehrpläne anders aufgebaut als die unsrigen: sie enthalten vielleicht mehr Angaben über Ziele und Gestaltung des Unterrichts und geben die bessere Grundlage für die Bewertung des Lehr- und Lernerfolgs usw. Wenn nun unsere Lehrpläne neuzeitlicher gestaltet, verbessert und ausgebaut werden sollen, muß dann gleich auch das gute deutsche Wort „Lehrplan", das jeder versteht, zum alten Eisen geworfen und durch den neuen, fremden, dem Durchschnittsbürger unverständlichen Ausdruck „Curriculum" ersetzt werden? Nein, man verbessere die Lehrpläne nach allen Richtungen, nenne sie aber ruhig weiterhin so, einfach und verständlich. Die Bezeichnung „Lehrplan" wird von selbst alle erweiterten Bedeutungen, die Lehr- und Lernziele (samt „Motivationen") usw. in sich aufnehmen, sich gewissermaßen damit füllen. Oder geht es am Ende manchen nur um einen neuen Schlauch für alten Wein? Jedenfalls aber ist der „Lehrplan" kein alter Schlauch unserer Sprache, sondern ein ewigjunger, der auch neuen Inhalt fassen kann. Schützt das einheimische Wortgut! *A. Humbel*

Samstag für Sonnabend (vgl. „Nord und Süd", Heft 1, 1973, S. 29)

Der in Österreich sowie im Süden und im Westen der BRD heimische *Samstag* ist nun auch in der DDR anzutreffen. Als ich mich im vorigen Sommer in Altenbrak, im Harzer Bodetal, aufhielt, sprach die örtliche Reiseführerin vom kommenden Samstag. Von mir befragt, woher sie stamme, mußte ich hören, daß sie in Altenbrak geboren sei und sich auch immer dort aufgehalten habe. Eine Erklärung für ihre ungewöhnliche Wortwahl konnte sie nicht geben.
In unserer Presse findet man den Namen *Samstag* immer häufiger. So konnte man am 7. 12. 1971 im „Neuen Deutschland" lesen: „Am Samstag früh... gab's einen Auflauf an der Weltzeituhr." In der „Berliner Zeitung" vom 18. 1. 1972 lautete eine Überschrift „Besuch am Samstagvormittag". Bei einer Aussprache über die neue Programmgestaltung des Fernsehens hieß